

## Literatur-Zeitungen ohne Gründe.

So ungern ich gegen die Mode verstoße und so gern ich die Gefahr umginge gegen den Ton des Tages zu sündigen, kann ich doch nicht umhin, gleich im Eingange des folgenden Artikels einen Ausdruck zu gebrauchen, der auf unangenehme Weise veraltet ist. Ich sehe bei dieser Beichte ein Lächeln auf den Lippen des Lesers schweben, welches schwerlich Ermunterung lächelt, aber ich muß es schon darauf wagen, ob sich dieses zweideutige Lächeln in das der Beistimmung wird verwandeln lassen oder nicht, um Niemanden in der Erwartung und ungeschlüssig zu lassen, ob er mir weiter folgen solle: — ich werde mich des Ausdruckes „gelehrte Republik“ bedienen, indem ich von Verhältnissen und Zuständen der Literaturepoche rede. Ein Ausdruck, der nicht allein veraltet, sondern auch unpassend erscheinen könnte! Man dürfte vielleicht Voltaire's *hou mot* über das heilige römische Reich parodirend anwenden und ich müßte es mir gefallen lassen. Demnach glaube ich den gewählten Ausdruck, will man mir dem Worte „Republik“ den weit möglichsten, so wie dem ihm beigegebenen Eigenschaftsworte den engsten Umfang geben, so daß die Republik an die Anarchie sowie die Gelehrsamkeit bis an die Ignoranz grenzt, rechtfertigen zu können. Ich glaube, daß das gewählte Wort dann sowohl sämtliche literarische Bestrebungen, wie sämtliche strebende Schriftstellerindividuen in sich fasse. Sollte man es überhaupt nicht weniger genau mit den Staatsformen nehmen, ja thut man es nicht? Läßt man nicht eine Monarchie, umgeben von republikanischen Institutionen gelten, wie früher der kaiserliche Stuhl des Konsuls Bonaparte von monarchischen, ja despotischen Institutionen umringt war und gleicher, wenn nicht höherer Geltung genoß? Lassen wir also die literarische Societät für eine Republik, und lassen wir sie für eine gelehrte Republik gelten. Alles, was ich zu sagen habe, wird auf dieser Basis einleuchtender, anschaulicher vorgetragen werden können. Mag es seyn, daß die literarische Gesellschaft dem Bilde nicht ganz entspricht, was wir uns von einer Republik machen, so findet sich doch unleugbar Vieles in derselben, was sie mit jener Monarchie theilt, die ihrer republikanischen Insti-

tutionen wegen verschrien ist. Ich will nur dieses anführen, daß man in beiden so geringe Rücksicht auf die Capacitäten nimmt, daß sich in beiden Alles in Cotterien zerklüftet und daß das Große, wenn und wo es in beiden noch gedeiht, außer allem Zusammenhange mit jenen Gesellschaftsparcelen und Fragmenten auftritt.

Ich bin jedoch weit entfernt, einen solchen Zustand zu bejammern oder zu tadeln, in welchem so Mancher ganz behaglich lebt und schreibt, vielmehr wünschte ich einiges zu seiner Befestigung beitragen, ihm einige Garantien einer Zukunft verschaffen zu können.

„*Les têtes s'en vont,*“ sagte der jetzige Marschall Sebastiani bei Casimir Perier's Tode und deutete mit diesem Worte auf eine anbrechende Herrschaft der Mittelmäßigkeiten, welche ihm vielleicht Aussichten bot. Es war schwerlich ein Schmerzensruf, wie Heine ihm Schuld gilt. Gleichermassen hat man bei'm Dahinscheiden Goethe's proklamirt, daß es um die literarische Aristokratie geschehen sey; man hat die Demokratie und ein allgemeines Stimmrecht ausgerufen. Man ist bei diesem Ausruf eines allgemeinen Stimmrechtes gar nicht — wie man etwa nach politischen Analogien wähen könnte — gesonnen gewesen, den sogenannten Capacitäten eine Gunst zu erweisen, da diese in literarischen Dingen nun einmal ihr Stimmrecht übten, man hat es ihnen vielmehr durch Zulassung Aller verkümmern wollen. Denn welche Stimme dringt durch auf dem geräuschvollen Markt, wenn Alle, schreiend und zankend, tobend und grollend, sich geltend machen?

Ist nun dieses allgemeine Stimmrecht wirklich Grundgesetz geworden? Oder klebt man noch an einigen alten Vorurtheilen, knüpft man es noch an gewissen Bedingungen, welche es illusorisch zu machen drohen?

Das Stimmrecht wird in der gelehrten Republik vermöge der Kritik ausgeübt, welche die literarischen Großwürdenträger ein- und absetzt und es kann nur dadurch allgemein werden, daß man es an keine Neuern knüpft. Wer keinen Fonds hatte, diese Steuer zu zahlen, durfte früherhin nicht stimmen; es war ein Fonds von Einsichten und Kenntnissen nöthig, aus dem

die Grund- oder Grundsteuer erlegt werden mußte, welche zur Kritik befähigte.

Von diesem Vorurtheil hat man sich immer noch nicht so ganz losgerissen, daß nicht hin und wieder den Recensenten Gründe abgefordert würden, ja diese haben ein solches Verlangen nicht einmal gänzlich abgelehnt und zahlen, so gut sie können, jene Steuer, wenn auch meistens in schlechten Assignaten von Scheingründen. Könnten und sollten sie sich diese unnöthige Aus- und Abgabe nicht durchaus ersparen?

Jean Paul\*) hat einmal einen Vorschlag gethan, der zur Befestigung der literarischen Aristokratie dienen sollte, den aber die Demokratie, da jene ihn lau aufgenommen, für ihr eigenes Interesse ausbeuten sollte. Es betraf dieser Vorschlag eine Literatur-Zeitung ohne Gründe, die er von einem Lessing, Goethe, Schiller, Wieland, Herder, von sich selbst und andern Leuten ähnlichen Schlags geschrieben wissen wollte. Er und die Seinigen sollten ohne Gründe, alle übrigen Menschenkinder sollten nur mit Gründen recensiren dürfen.

Ein Glück, daß dieser antiliberalen Vorschlag nicht recht zur Ausführung gekommen, daß, wenn Goethe hin und wieder auf ihn eingegangen und ohne besondere Gründe noch sonderlichen Grund Mancherlei gelobt, die übrige Aristokratie ein Gleiches sich nicht unterfangen.

In der That bezweckte dieser Jean Paul'sche Vorschlag eine Kontre-Revolution noch vor unsrer Revolution, vielleicht, daß Jean Paul diese vorausgesehen und ihr vorbeugen wollen. Ja, vielleicht wurde gerade durch diese schändliche Proposition der literarische tiers-état angeregt, das Werk seiner Emancipation zu beschleunigen.

Ich nenne jene Proposition schändlich, und kann man sie anders nennen? Wollte sie nicht die Aristokratie, die Reichen von jeder Steuer entbinden, um das sogenannte Volk ihr um so unwiderbringlicher zu unterwerfen? Arme Tröpfe und Teufel, die kaum für den nächsten Hausgebrauch, für ihren täglichen Handel und Wandel die nöthigen Gründe aufstreiben, sollten mit Gründen das Recht erkaufen, in den literarischen Wahlversammlungen zu stimmen, was doch, wie die Erfahrung lehrt, auch ohne Gründe passabel geschehen kann, während die Millionaire an Gründen und Gedanken diese ruhig im Säckel sollten behalten dürfen!

Eine solche Bill mußte nothwendigerweise durchfallen, sie konnte nicht zur zweiten Lesung gelangen, nicht einmal in jener aristokratischen Zeit, in welcher Jean Paul schrieb.

\*) In der kleinen Nachschule zur Vorschule der Aesthetik.

Man lehre die Proposition um, man fordere von der Aristokratie des Geistes Gründe und erlasse sie der Demokratie, und Nichts kann gerechter seyn.

Nichts ist trauriger, Nichts gewährt einen jämmerlicheren Anblick als Menschen, die, im Bewußtseyn ihrer Rechte, sich dieser nicht zu bedienen wagen. Unsere Recensenten kennen ihr Recht, ohne Gründe zu urtheilen, allein sie üben es nur halb. Um dem Gebrauche zu fröhnen, lassen sie sich auf Gründe ein, aber um ihrem Rechte Nichts zu vergeben, nur auf solche, die freilich fast so gut als gar keine sind. Warum thun sie nicht den letzten Schritt, warum verzichten sie nicht auch auf diese? Sollte ein Gefühl der Schaam, was man bei Recensenten doch nicht allzuoft bemerkt haben will, sie von einem solchen Schritte, der kaum ein Schritt über den Rubikon zu nennen, abhalten, wahrlich, so wäre es an der Zeit, daß sie sich ihrer Schaam endlich schämten.

R. v. Groscreutz.

**Astolf**, dramatisches Gedicht in fünf Akten von Eduard Servais. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1842. (142 Seiten. 8.)

In dem vorliegenden Drama wird uns ein Gemälde aus der Geschichte Spaniens vorgeführt. Astolf, Sohn des Königs Rodrigo von Castilien, wird von seinem Bruder Sancho verleumderisch des Vater- und Königsmords beschuldigt. Er flüchtet sich zu seinem Freund Alfonso, Sohn des Königs Fernando von Navarra. Mit ihm tritt aber auch das Schicksal in Fernando's Pallast ein und stiftet Unheil. Alfonso und Solante, die Tochter des Grafen von Gormaz, deren Liebesbund von ihren Vätern gesegnet worden war, müssen sich trennen. Alfonso zieht für Astolf's Thronrecht gegen Sancho in's Feld. Nun folgt Verwirrung auf Verwirrung, Unglück auf Unglück, Mord und Todtschlag, bis zuletzt ein Zweikampf entscheiden soll. Astolf tödtet Sancho, muß aber verwundet ebenfalls dem Schicksal unterliegen, da Sancho sein Schwert vergiftet hat. Es endet sich das Stück mit Alfonso's Worten, die zugleich den tiefen Sinn desselben ausdrücken:

Das Glück ist nicht das höchste Ziel im Leben,  
Wer groß gerungen, lebt unsterblich fort.  
Und traf des Schicksals Fluch auch hier sein Streben,  
Er thront ein Herrscher ew'gen Ruhmes dort!

Die Entwicklung des Dramas ist leicht und ungewungen, die Charaktere sind zum Theil gut gehalten, zum Theil fehlt ihnen jedoch Naturwahrheit. — Insbesondere sind ihre Handlungen nicht immer motivirt genug. Dieß ist z. B. in dem Charakter der Sabina

zu erkennen. Diese falsche, stolze, rachsüchtige Frau, die bald den einen, bald den andern Sohn mit erheuchelter Liebe umfängt, die zuletzt Alles daran setzt, Astolf auf den Thron zu heben, weil sie ihre Wünsche von Sancho, dem sie zur Krone verholpen hat, nicht erfüllt sieht, tödtet sich mit Gift. Dieß ist nicht psychologisch richtig; denn eine Frau von Sabina's Gefühlen und Grundsätzen kann sich nicht mit solcher Herzhaftigkeit selbst umbringen, so lange ihr noch eine Hoffnung zur Rache übrig bleibt. Die Sprache des Dramas ist frisch und lebendig, ausgenommen einige Stellen, in welchen sie zu schwach ist für die starken Gefühle, die ausgedrückt werden sollen. Die Form besteht aus jambischen Versen, mit denen dann und wann griechische Hendekasyllaben wechseln. Alle diese Verse bewegen sich gefällig, ohne Verstoß gegen das Metrum. Zur Auführung auf der Bühne halten wir das Stück indeß nicht geeignet. Wenigstens dürfte es sich nicht lange auf derselben behaupten. Zur Lektüre aber können wir es in seiner schönen äußeren Ausstattung dem gebildeten Publikum bestens empfehlen.

Adolf Hube.

**Der Königin Juwelenschmuck**, oder: „Azouras Szazuli Tintomara“. Aus der Zeit vor, während und nach der Ermordung Gustav's III. Von Carl Jonas Ludw. Almqvist. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Berlin, F. H. Morin. 1842.

Das vorliegende Werk eröffnet einen Zyklus Schwedischer „Muster“-Romane, womit der Unternehmer das Deutsche Publikum zu beschenken denkt. So viel Verdienstliches diese Erzählung haben mag, so möcht' ich sie doch nicht so unbedingt als Muster empfehlen, besonders was die Form anlangt. Ein Theil ist in Briefen, ein anderer in gewöhnlicher epischer Weise abgefaßt, der bei weitem größte Theil aber hat eine — dramatische Einfassung; es ist ungefähr das nämliche Verhältniß, als ob die bildende Kunst ein Gemälde herstellen wollte, welches halb in Del, halb in Pastell und halb in Aquarellfarben gemalt wäre. —

Der Verfasser giebt eine reiche, üppige Phantasie, eine seltene Erfindungsgabe kund und verräth viel Talent in der Darstellung und sprachliche Gewandtheit. Die Schreibart ist gefällig, anmuthig, lebendig, obwohl ich zum Theil eine gewisse Wärme vermist habe. Die Handlung schreitet rasch vorwärts und erhält einen in Spannung bis ans Ende, so daß von dieser Seite die Erzählung eine höchst unterhaltende und interessante genannt werden muß. Auf der andern Seite aber tritt einem so viel Unerklärliches und Unbegreifliches, Unna-

türliches und überspannt Phantastisches, ein so wirres, hastiges und ängstliches Treiben, so viele Seltsamkeiten und Widersprüche entgegen, daß man, gleich den meisten handelnden Personen, darob sein Bißchen Verstand verlieren möchte. Die Personen, lauter schwärmerische, exzentrische Geschöpfe, finden, um mich des Verfassers eigener Worte zu bedienen, immer ihren Verstand nur wieder, um ihn aufs Neue zu verlieren. Mit jeder Seite wird es bunter. Anfangs verwickelt sich die Sache durch allerlei Irrungen, Eifersüchteleien, Verwechslungen und Entzweiungen in Folge von Horchen, Belauschen, Verkleidungen und dergleichen. Die eigentliche Boa Konstriktor aber, welche Alles ins Verderben zieht, in Verzweiflung und Wahnsinn stürzt, ist — eine lebenswürdige Balletnymphe, eine kleine Spiegäbin, die sehr geschickt ist im Mitnehmen (dafür aber auch oft genug mitgenommen wird). Sie ist ein räthselhaftes Doppelwesen, zeigt viel Anlage zur Intrigue, ist verführerisch wie eine Sirene, warnt dabei alle Welt und benimmt sich zugleich ganz erstaunlich ungenirt. Nichtdestoweniger ist sie — ein sehr braves und liebes Mädchen, ein halber Engel, in den sich männiglich und — weibiglich sterblich oder vielmehr rasend verliebt. — Zuletzt wird sie durch eine sonderbare Schickung des Himmels — erschossen. Bis dahin gleicht halb Stockholm einem Irrenhause. —

Liegt der Geschichte wirklich die Thatsache mit den beiden wahnsinnigen Schwestern zum Grunde, so ist sie unfehlbar theilweise zu leichtfertig behandelt. —

Nebenher giebt sie authentische (auf Dokumente gestützte) Nachrichten über die Verschwörung gegen Gustav III. und interessante Aufschlüsse und Züge aus der Jugendgeschichte Gustav's IV. In wie weit diese Hof- und Polizeigeschichten thatsächlich Bestand haben, muß dahingestellt bleiben. —

Merkwürdig ist, daß zuletzt der kostbare Juwelendiebstahl als ein ziemlich gleichgültiger Gegenstand gänzlich fallen gelassen wird. Ueberhaupt ist zu bedauern, daß der Verfasser im Einzelnen oft nicht streng genug verfahren ist. Widerlich und lächerlich zugleich ist z. B. die Scene auf dem Richtplatz zwischen Adolphine und dem Unbekannten (Ankarström) — (Zum Ausschreiben wäre zu viel Zeit erforderlich!). — Ein paar hebräische Brocken, einem Juden in den Mund gelegt, die außerdem nichts weniger als charakteristisch sind, sind mit deutschen Lettern gedruckt, aber nicht wie es der Jude ausspricht. (wozu das?) —

I. Band, Seite 103 steht: „Der unheimliche Genius des Königsmordes schwebte über Schweden's Haupt-

stadt. Seine breiten Schwingen waren oben schwarz wie Märznacht, unten roth wie die zuckenden Flammen einer Feuersbrunst". (Was soll eigentlich mit dem Wilde gesagt sein? —)

Seite 108 erzählt der Verfasser auf folgende gezielte Weise: „Du verzagtest nicht, kühnes Mädchen. Ein Schlüssel steckte in der Thür, — Du drehstest ihn kräftig um, öffnestest und tratetest in einen großen Saal, welcher durch die brennenden Wachskerzen von zwei Kronleuchtern erhellt ward. Aber wohin warst Du gerathen?“ — u. s. w.

H. Band, Seite 163 ist von einem „schrägliegenden Andreas-Kreuz“ die Rede (so viel ich weiß, sind alle dergleichen Kreuze schrägliegend). —

Das Bestreben des Verfassers, seinen Witz möglichst glänzen zu lassen, hat ihn hin und wieder zu einigen Fädelheiten verleitet. So heißt es z. B.

I. Band, Seite 68. „Zweiter Chirurgus: Sie haben den Plato gelesen, mein Freund. Sie kennen daher die Meinung der Alten über die Androgynen.“

„Erster Chirurgus: Androgyn.... Nein, Herr Rother, — ich verstehe kein Wörtchen Persisch.“ (Witz?)

Seite 163: „Ich erinnere mich einer Zeit, wo ich in vierundzwanzig Stunden achtundzwanzig schlief.“ (Witz?)

Seite 197 (zweimal): „Wenn er sich selbst erschossen und dann versteckt hätte?“ (Witz?) —

Inzwischen laufen auch einige recht nette Witzleien und artige Naivitäten unter.

Possirlich machen sich namentlich die Schlüsse einiger Briefe (I. Band, Seite 18). „Aber mille adieux, adieux! es klopft Jemand — ich muß schließen, was mir sehr unangenehm ist, da ich noch von dem Plane zur Abhilfe Deiner Angelegenheiten mit Dir reden wollte.... Postausend, gleich! — Das sind wahrhaftig keine Damensfinger, die da klopfen! Adieu, gute, vortreffliche Amanda! Wer klopft? — Was — Ich glaube gar —

Deine Adolphine.“ —

Schwester Amanda antwortet darauf (Seite 19): „Es klopft bei mir zwar Niemand, ich schließe aber dennoch; meine Feder schreibt so schlecht und ich habe keinen Menschen gesehen, der sie hätte korrigiren können. Bringe auch etwas Gummi mit“ u. s. w. —

Seite 193 machen zwei Polizeidiener Bruderschaft, und mit welcher Ceremonie? — Sie stoßen (in Ermanglung geistigerer Stoffe) mit ihren Schnupftabakdosen an und küssen sich. (Bruderschaften werden überhaupt entsetzlich viel gemacht) —

Auch wirklich ergreifende Stellen kommen vor. Einfach-rührend und natürlich hat mir besonders der Auftritt zwischen Clara und Lintomara (Seite 226 flg.) geschienen. Eben so angesprochen haben mich u. a. einige Scenen am Bravik Staftsjö (zu Anfange des zweiten Bandes). —

Die Motto's hat der Verfasser seinem eigenen

Kinde abgeborgt (dergleichen ist, glaub' ich, noch nicht dagewesen!) —

Die Uebersetzung zeugt von einer rühmlichen Sorgfalt, obschon einige Fehler sich eingeschlichen haben. So steht I. Band, Seite 179 „einstecken“ für eingestecken, I. Band, Seite 193 „auf's Korn haben“ (statt auf dem K.) und dergleichen mehr.

Der Verleger polemisiert heftig gegen eine bei den Gebrüdern Schumann erschienene Uebersetzung (angeblich „von einem Deutschen Gelehrten“). Den Proben nach, die er zum Besten giebt, ist es wohl Pflicht, davor zu warnen. So ist z. B. „schwefelhaltige (st. hitzige) Edelleute“ gebraucht, „wäre“ und „würde“ regelmäßig für war und wurde u. s. w. (Muß eine drollige Uebersetzung seyn!)

G. B. Wetzel.

**Carstairs und Madame Jaffé**, oder: „Ueber die amerikanische Schnellschreibmethode und deren Einführung in Schulen. Ein Beitrag zur Charakteristik derselben von Karl August Zschille, Sekretair im königlich sächsischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Dresden und Leipzig, bei Arnold. 1842. (8. 48 Seiten. 7½ Neugroschen.)

Mit Recht sieht man in unserer Zeit mehr als ehemals auf die Erlernung einer schönen, flüchtigen Handschrift und deshalb ward auch die Methode des Schreibunterrichts wesentlich verbessert. Eine Menge Anweisungen sind erschienen, von denen die eine immer mehr Vorzüge als die andere zu haben vorgiebt. Unter diesen hat die amerikanische Schnellschreibmethode des Engländers Carstairs die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, weil sie sich, im Geiste unseres Zeitalters, sowohl eine schöne Handschrift als auch in der kürzesten Zeit, also auf die wohlfeilste Weise zu lehren rühmt. Man hat sie daher nicht nur in Anweisungen dargestellt und gepriesen, sondern eine gewisse Madame Jaffé reist seit Jahren in Deutschland umher und giebt darin Unterricht. Wie gewöhnlich haben sich verschiedene Stimmen dafür und dagegen erhoben und bis jetzt ist der Streit noch nicht geendet. Der Herr Verfasser, selbst anerkannter Meister und vieljähriger Lehrer der Schreibekunst, beleuchtet ruhig und vorurtheilfrei diese Methode mit kritischer, aber sachkundiger Strenge nach ihrer Beschaffenheit, ihren Vorzügen und Mängeln, mit Rücksicht ihrer Anwendung in Schulen, so sorgfältig von allen Seiten, daß jeder Sachverständiger dadurch befähigt wird, über den Gegenstand selbstständig zu urtheilen. Der Herr Verfasser hat sich daher, bei der Wichtigkeit dieses Unterrichtszweiges, kein geringes Verdienst erworben und seine Schrift verdient allen Schreiblehrern und Schulmännern nicht nur, sondern auch den Jaffé'schen Schülern, für die viele belehrende Winke darin gegeben sind, angelegentlich empfohlen zu werden.

R.